

Sören
Bollmann

**DER
HIMMEL
ÜBER
EUROPA**

Roman

Der Himmel über Europa, erster Vorhang

Im Himmel steht ein Haus aus weinrotem Holz und mit weiß getünchten Fensterrahmen. Es ist von einem Garten umgeben, in dem Gemüse und Kräuter wachsen und dazwischen Blumen in allen Farben und der nicht umzäunt ist, sondern erst am Meer sein Ende findet. Dort führt ein Pfad zwischen den Felsen zum Strand hinunter. Der Strand ist menschenleer und auf dem Meer ist bis zum Horizont kein einziges Schiff unterwegs.

Ingas Großmutter Selma steht draußen am Herd und rührt gemächlich in einem großen Topf. Der Herd steht mitten auf der Terrasse, ohne dass ihn ein Dach schützen würde. Im Himmel regnet und stürmt es fast nie, und wenn, dann nur aus einem triftigen Grund. Aus dem Topf duftet es nach Fleisch mit Kräutern der Provence. Mit einem Mal horcht Selma auf, weil es sich anhört, als sei ein Motorrad gekommen.

Maries Großmutter sieht nicht aus wie eine Großmutter, sie war auch noch keine, als sie starb und ihre Tochter, Maries Mutter, war noch ein Kind. Sie kam bei einem Unfall ums Leben, mit einem geliehenen Motorrad, weil sie vergessen hatte, dass in London der Gegenverkehr von rechts kommt. Maries Großmutter ist schön wie aus Tausendundeiner Nacht. Sie hat lange, schwarze Haare, dunkle Augen, von denen man seinen Blick kaum abwenden kann und einen Mund wie gemalt. Sie bewegt sich mit einer natürlichen, zurückhaltenden Anmut und füllt jeden Raum mit ihrer Anwesenheit aus und sei es auch ein Küstengarten im Himmel.

»Mein Gott, wie gut das riecht!«

Maries Großmutter lugt um die Ecke, den Motorradhelm in der Hand.

»Sagen Sie, was ist das für ein köstlicher Duft?«

»Lamm und Rind, lange zusammengekocht«, antwortet Ingas Großmutter. »Möchten Sie mit uns essen? Es ist genug da.«

»Liebend gern. Ich habe seit Tagen nichts Richtiges mehr gegessen. Ich heiße Serafina.«

»Selma.«

Sie setzen sich an den Tisch. Serafina legt den Helm zur Seite und zieht ihren Pull-over aus. Wenn sie isst, schließt sie die Augen.

»Wo hast du bloß dieses zarte Fleisch her?«

Selma lächelt bescheiden.

»Dabei ist es gar nicht nur das Fleisch, sondern die Komposition aus Kräutern und Gewürzen. Rosmarin, nicht wahr? Und Thymian.«

Selma nickt.

»Das erinnert mich an den Geschmack meiner Kindheit.«

»Wo kommst du her?«

»Algerien«, antwortet Serafina mit vollem Mund.

»In Afrika bin ich nie gewesen«, sagt Selma und schaut der jungen Frau beim Essen zu.

»Hier ist es auch schön«, sagt Serafina. »Wo sind wir?«

»Auf Bornholm.«

»Gehört zu Dänemark, nicht wahr? Bist du Dänin?«

»Dänin, ja, und Schwedin, beides, wegen meiner Eltern. Mein Mann gehörte zur dänischen Minderheit in Norddeutschland.«

»Ach, da habt ihr euch in der Mitte getroffen.«

Selma lacht.

»So haben wir das nie betrachtet. Mein Mann bekam nach dem Krieg eine Anstellung in der Gemeindeverwaltung. Also sind wir geblieben.«

»Wo ist dein Mann? Warum seid ihr nicht zusammen?«

»Ich weiß nicht, seit ein paar Tagen ist er fort.«

»Seit ein paar Tagen, sagst du.«

Serafina hört auf zu kauen, mustert ausgiebig den Garten und starrt auf den Horizont, als würde sie etwas suchen.

»Du hast dich bestimmt zeitlebens vor Heiratsanträgen kaum retten können, nicht wahr?«, sagt Selma. »So schön, wie du bist.«

»Männer«, erwidert Serafina geistesabwesend, als könne man bei Gelegenheit über sie reden, wenn es kein solch wunderbares Essen gibt.

»Es ist besser, wenn die Männer meines Lebens hier nicht auftauchen. Es gäbe ein Hauen und Stechen, und müsste ich mich am Ende für einen von ihnen entscheiden, wüsste ich nicht, für wen. Höchstens der eine, der letzte, den ich bloß zwei Tage kannte und der mir das Motorrad geliehen hat.«

»Hast du keine Kinder gehabt?«, fragt Selma.

»Eine Tochter, ein liebes, fleißiges Mädchen. Hoffentlich ist sie gut durchs Leben gekommen, obwohl sie erst fünfzehn war, als es mich erwischte. Doch warum reden wir vom Tod? An diesem bezaubernden Ort und zu deinem köstlichen Essen. Du bist eine himmlische Köchin. War das dein Beruf?«

»Nicht doch, ich habe nur für meine Familie gekocht.«

»Welch ein Verlust für die Welt! Ich meine, wie schön für deine Familie. Darf ich einen Nachschlag haben?«

Eine Möwe segelt auf die Terrasse und starrt die Essenden an.

»Die hat bestimmt auch Hunger«, meint Serafina.

»Wenn wir eine von ihnen füttern, kommen sie morgen zu Hunderten.«

Serafina nickt eifrig und schaut aufs Meer, von dem ein sanfter Wind durch den Garten weht.

»Weißt du, das kann kein Zufall sein!«, ruft sie plötzlich. »Dass wir uns hier begegnen und dass dein Mann verschwunden ist. Er ist bestimmt nicht für immer weg, nur für eine gewisse Zeit. Ich frage mich immer wieder nach dem Sinn dieses Himmels, warum er so ist, wie er ist und warum er sich wandelt und ob das alles nicht etwas mit dem Leben dort unten zu tun hat. Mit dem Leben derer, die wir zurückgelassen haben. Sag mal, lebst du eigentlich allein hier oder gibt es noch andere?«

Ingas Großmutter kommt nicht dazu zu antworten. Die Fensterläden unterm Dach fliegen auf, dass es kracht.

»Ist es schon wieder Zeit fürs Mittagessen?«

Heraus schaut ein runzliges, von zerzausten Haaren umrahmtes Gesicht. Es verschwindet und kurz darauf geht die Tür auf. Eine kleine Frau tritt resolut auf die Terrasse, als gehöre sie ihr. Sie wackelt beim Gehen, weil ein Bein kürzer ist als das andere.

»Na so was, wir haben Besuch. Ein junges Mädchen, welch seltener Anblick! Siehst aus wie die Mädchen bei uns in Bosnien. Ich war auch mal so schön wie du. Da staunt ihr, was? Der Deibel soll mich holen! Schönheit ist vergänglich, wie das Leben auf der verfluchten Erde! Was hat dich bloß so früh aus dem Leben gerissen? Sag nichts, lass mich raten! Mord aus Eifersucht. Dir blieb das Alter erspart, du Glückliche! Wo sind deine Männer? Du brauchst Männer, die dich bewundern, mein Kleines. Damit du ihnen den Kopf verdrehen und sie fortjagen kannst. Es gibt das Gleiche wie gestern, nicht wahr, Selma?«

Sie tut sich ordentlich auf.

»Seid ihr schon lange hier?«, will Serafina wissen.

»Seit gestern. Doch Selma lebt seit Ewigkeiten an diesem Ort, nicht wahr?«, antwortet die Alte und schaufelt das Essen in sich hinein.

»Ich weiß nicht«, sagt Ingas Großmutter. »Ich habe die Tage nicht gezählt.«

»Die Tage nicht gezählt!«, lacht die Alte, die mindestens ebenso schnell isst, wie sie redet. »Macht ja auch keinen Sinn, die Tage zu zählen in der Ewigkeit!«

Serafina ist der Appetit vergangen. Daran ist die Alte schuld, die plumpe Art, mit der sie sich übers Essen hermacht. Sie schließt nicht einmal den Mund, während sie kaut! Am liebsten hätte Serafina diesen Garten und das Meer, das sie an ihre Heimat erinnerte und die Sehnsucht zu reisen wachrief, nur mit Selma geteilt und mit niemandem sonst. Was hat so jemand wie die Alte im Himmel verloren? Wenn es einen Himmel gibt, muss es doch auch eine Hölle geben. Was hat die Alte gesagt? »Dir blieb das Alter erspart, du Glückliche!« Dass die Schönheit vergeht, sei's drum, doch verändert sich auch der Charakter, wenn man älter wird? Verstärken sich im Alter all deine schlechten Eigenschaften? Sie hat das Leben genossen, ist egoistisch und sprunghaft

gewesen und hat die Menschen, die sie liebte, oft verletzt. Ist die Alte für sie ein Ärgernis, weil sie ihr den Spiegel vorhält?

»Du fragst dich bestimmt, warum wir hier sind«, grient die Alte. »Ausgerechnet an diesem Ort des vermaledeiten Himmels.«

Serafina bleibt vor Schreck fast das Herz stehen. Ist der Himmel in Wirklichkeit eine Hölle, in der man dazu verdammt ist, die Ewigkeit mit Menschen zu verbringen, die einem ähnlich sind? Als Strafe für ein unstetes, verantwortungsloses Leben.

»Und du, Selma?«, fragt Serafina, als erhoffe sie sich von ihr die Rettung. »Was denkst du darüber?«

»Ich weiß es nicht«, antwortet Selma erneut, streichelt ihr liebevoll den Arm.

»Aber ich weiß es!«, ruft die Alte Mias Großmutter triumphierend. »Es hat etwas mit unseren Enkeltöchtern zu tun. Sie sind in Gefahr!«

»Enkeltöchter?«, wiederholt Serafina. »Woher willst du wissen, dass meine Tochter eine Tochter hatte? Miriam war erst fünfzehn.«

»Kruzitürken, die Arme!«, zetert die Alte. Fünfzehn Lenze ist zu jung, um auf sich allein gestellt zu sein.«

»Dann sag mir, was wir für sie tun können, du alte Hexe!«, fährt Serafina sie an.

»Ich fürchte, gar nichts«, seufzt Selma.

»Das werden wir noch sehen!«, kreischt die Alte.

* * *

Wie ich im November 2018 für einen Moment tausend Leute zum Narren hielt und in einem historischen Augenblick um ein Haar eine falsche Entscheidung getroffen hätte

»Liebe Freundinnen und Freunde!«, rief ich vom Rednerpult.

Was für eine dämliche Anrede! Unter den tausend Menschen, die vor mir saßen, zählte ich nur zwei oder drei zu meinen Freunden. Der Rest: Parteifreunde. Dabei war ich nicht einmal Mitglied ihrer Partei. »Liebe Leute!«, hätte ich sagen können. Schön flapsig und mit all der Distanz, die ich für den Haufen empfand. Doch da hätten die Parteioberen gehaut, dass ich etwas im Schilde führte und mir womöglich das Mikrofon abgeschaltet. Die politisch korrekte Ansprache »Genossinnen und Genossen« hatte ich bisher kein einziges Mal über die Lippen gebracht.

»Ich bin heute zu euch gekommen, um euch mitzuteilen, dass ich mich nach reiflicher Überlegung dazu entschlossen habe ...«

Jetzt eine kleine Pause, um Spannung zu erzeugen. Alle waren sich sicher, dass ich nicht noch einmal antreten würde. Das hatte ich schon bei meiner Wahl vor fünf Jahren erklärt und seither bei jeder Gelegenheit wiederholt. Tatsächlich hatte ich bis zu diesem Tag auch nie etwas anderes vorgehabt, als es bei einer Legislaturperiode bewenden zu lassen. An diesem Samstag im November, an dem es draußen plötzlich warm war wie in einem ergrauten Mai, während es in der hässlichen Kongresshalle in Hellersdorf zog wie Hechtsuppe, war der Moment gekommen, den Verzicht auf eine neuerliche Kandidatur zu besiegeln und den Platz für andere freizumachen, die es kaum erwarten konnten.

Ich wartete, bis auch die in der letzten Reihe ihre Gespräche mit den Tischnachbarn eingestellt hatten. Die Scheinwerfer strahlten von der Hallendecke und vertrieben die Zugluft. Mir wurde warm ums Herz. Ich sah mich in einem Café an der Strandpromenade von Oostende sitzen und die Jahreszeiten an mir vorbeiziehen, für alle Fälle in eine Wolldecke gehüllt, mit dem Notebook auf den Knien und einem freien Blick aufs Meer, das graue und das violette, das himmelblaue und das tintenfarbige. Mir weht eine sanfte Brise um die Nase, ich nippe an einem Tee, lebe von meinen Ersparnissen der Jahre als Europaabgeordneter und habe alle Zeit der Welt, um die Geschichte zu Ende zu schreiben.

Ich setzte das Lächeln auf, das in den Medien mal als charmant oder weise und an anderer Stelle als arrogant und zynisch bezeichnet wird.

»... dass ich mich nach reiflicher Überlegung dazu entschlossen habe, für die nächste Europawahl noch einmal auf Listenplatz 1 zu kandidieren.«

In der ersten Reihe: Maßlose Enttäuschung im Gesicht von Gabriele, die sich für den sicheren Fall meines Verzichts sehr gute Chancen auf den ersten Listenplatz ausgerechnet hatte. Obwohl sie dem Job weder intellektuell noch emotional gewachsen war. Sie war in die Politik gegangen, weil sie mit ihren Oberschülern in Lichtenberg nicht mehr zurechtkam. Ein Psychiater diagnostizierte ein Burnout und sie wurde monatelang krankgeschrieben. Zeit genug, um sich in einer vom fehlenden Nachwuchs in ihrer Existenz bedrohten Partei von Versammlung zu Versammlung hochzudienen. Was sie für die Aufgabe einer Europaabgeordneten qualifizierte? Sie war Lehrerin für Englisch und Französisch.

Blankes Entsetzen bei Manfred, der alles so perfekt eingefädelt hatte und seinen Bart darauf verwettet hätte, dass seine monatelang ausgeklügelte Liste nicht nur den Interessen beider Parteiflügel, sondern auch denen der Landesverbände entsprach und anstandslos durchgewinkt werden würde. Sie war gendermäßig ausgewogen, inklusiv und multikulturell, Manfred hatte einen Rollstuhlfahrer und eine Migrantin auf aussichtsreiche Plätze gehievt. Nun hielt der Saal den Atem an, dass man eine Fliege durch die Reihen hätte surren hören können.

Wenn ich es ernst gemeint hätte, wäre ich mit großer Mehrheit wiedergewählt worden, wenn auch von vielen mit geballter Faust in der Tasche. Keine Partei in Europa konnte es sich leisten, einen der sogenannten »sieben Helden von Brüssel« nicht aufzustellen. Sie wäre in den Medien zerrissen und von den Wählern gnadenlos abgestraft worden. Manfred wusste das. Sein Gesicht lief rot an, während sein drei Zentner schwerer Körper in Wallung geriet, als wäre er ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch. Gabriele machte sich keine Illusionen. Wenn ich Manfreds Liste ad absurdum führte, würde eine Debatte losbrechen, in der jede Personalie in Frage gestellt werden würde, auch ihre. Ihr kamen die Tränen. Nun würde sie in den Schuldienst zurückkehren und sich bis zur Pensionierung von unverschämten Teenagern quälen lassen müssen.

Plötzlich wurde es unruhig im Saal, einer nach dem anderen zückte sein Smartphone. Als Manfreds persönlicher Referent ihm etwas zuflüsterte, starrte auch er fassungslos auf den kleinen Bildschirm. Man steckte aufgeregt die Köpfe zusammen. Olga, die gute Seele meines Berliner Büros, kam Manfred zuvor. Sie kletterte auf die Bühne, um mir zu erklären, warum Manfred, der weniger gut zu Fuß war, mich wenige Augenblicke später, ohne mich eines Blickes zu würdigen, vom Pult verdrängen würde, um eine halbstündige Unterbrechung des Parteitags zu verkünden, während derer sich der Vorstand dringend beraten müsse. In Brüssel hatte man soeben beschlossen, die Europawahl von Mai auf November 2019 zu verschieben, weil fraglich

war, ob die kroatische Regierung im Frühjahr in der Lage wäre, in ihrem Land eine Wahl durchzuführen.

Während der Vorstand sich beriet, ging ich mit Olga und Petra, meiner bezaubernden Kollegin, einer genialen Lyrikerin, die sich mit einem winzigen Buchladen in Marzahn über Wasser hielt, im Foyer eine Cola trinken.

»Die Gefahr, dass Kroatien in den Bosnien-Konflikt hineingezogen wird, ist doch bloß ein willkommener Vorwand, um die Wahl zu verschieben«, behauptete Petra. »In Brüssel haben sie alle Angst, dass der Urnengang zum Fiasko wird. Als ob es nicht schon schlimm genug wäre, dass die Nationalisten immer mehr Zulauf gewinnen, nun sorgt die ›Bewegung der Nichtwähler‹ auch noch dafür, dass viele Leute am Wahltag zu Hause bleiben. Am Ende bekommen die Gegner Europas im Parlament eine Mehrheit und was dann?«

Olga und ich sahen uns an. Wir gehörten auch zu »denen in Brüssel«. Das Gerücht, dass die Wahl verschoben werden könnte, geisterte schon seit ein paar Tagen durch die Institutionen. Es gab ebenso viele Befürworter wie Gegner und es hatte bis zuletzt danach ausgesehen, als wollte man noch bis zum nächsten EU-Gipfel im Dezember abwarten, wie sich die Lage in Bosnien-Herzegowina entwickelt. Hätte ich die Entscheidung mitgetragen, wenn man mich gefragt hätte? Warum verschob man die Wahl bloß um sechs Monate? Auf wen sollte damit Druck ausgeübt werden? Welcher der unzähligen Brandherde Europas kann in nur einem Jahr gelöscht werden?

Die Nachricht ging um die Welt und die Aktienkurse europäischer Konzerne brachen ein. Der Vorstand, so Manfred, habe schweren Herzens entschieden, die Kandidatenkür ebenfalls um ein halbes Jahr zu verschieben.

»Bis dahin werden wir auch mit dir fertig«, zischte Manfred mir zu, als er vom Rednerpult zurück zu seinem Sitzplatz schnaufte.

Es blieb noch eine Viertelstunde, bis die Parteitagsregie den nächsten Tagesordnungspunkt aufrufen würde. Ich machte mich auf den Weg zu den Toiletten.

Wut stieg in mir hoch. Auf Manfred und seine tumbe Arroganz. Als ob es hier bloß um ihn und seine Machtspielchen gehen würde! Es ging um die Zukunft Europas, um Krieg und Frieden, wieder einmal, und darum, ob der mahnende Zeigefinger der Linken auf der europäischen Bühne weiterhin übersehen wird oder ob die internationale Linke mit aller Kraft ihre friedenspolitische Glaubwürdigkeit in die Waagschale wirft, damit die Geschichte am Ende glimpflich ausgeht. Ich hatte nicht übel Lust, Manfred eins auszuwischen und ihn von seinem hohen Ross zu stürzen. Ich sah mich triumphieren, von der tobenden Halle auf Händen getragen und Manfred wie ein Häuflein Elend auf seinem Stuhl zusammensinken. Doch Wut ist für mich ein sehr seltenes Gefühl und kein ernstzunehmender Antrieb fürs Handeln. Sie geht so schnell, wie sie kommt.

Stattdessen stellte ich mir die Frage, ob meine Entscheidung, mich aus der Politik wieder zurückzuziehen, auch nüchtern betrachtet richtig war. Sie war konsequent, denn ich hatte es keinen Augenblick lang ernst gemeint mit der Politik. Manfred, der ewige Strippenzieher, hatte mich 2014 bekniet zu kandidieren, weil er mit einem populären Schriftsteller Stimmen fangen wollte. Ich spielte das Spiel mit, weil mir die große Politik noch fehlte als Erfahrung im Leben und weil mich Brüssel als Stadt und als europäischer Schauplatz reizte. Doch eigentlich ging es mir immer nur darum, meine Bücher zu schreiben und das Leben zu genießen.

Wie wäre es, wenn ich plötzlich ernst machte mit der Politik? Mich für fünf Jahre mit Haut und Haaren Europa verschriebe? Vom politisierenden Schriftsteller zum nur noch gelegentlich schriftstellernden Vollblutpolitiker. Irgendwie würde sich schon Zeit finden, meinen Roman zu Ende zu schreiben. Die Idee war verlockend und fühlte sich groß an. Auf der Toilette warf ich mir mit vollen Händen Wasser ins Gesicht und in meinem Kopf nahm eine Rede Gestalt an, mit der ich meine Kandidatur begründete, meinen Parteibeitritt erklärte, für fünf Jahre auf Bewährung, und den ganzen Haufen einschwor auf einen Kampf für Europa, für Frieden, Gerechtigkeit und Solidarität. Mit einem Mal schmeckte Politik nach Abenteuer und nach der süßen Schwere einer mutigen Entscheidung. Es fühlte sich nach mühseliger Überzeugungsarbeit an und nach einer Achtzig-Stunden-Woche, wie ich es bei Inga mitbekam. Vielleicht würde es Inga und mir gelingen, dass Linke und Konservative für den Frieden an einem Strang zögen, was die politische Landschaft nachhaltig verändern könnte. Vom Verführer der Frauen Europas zum europäischen Politikflüsterer. Wahrlich nicht übel, des Dichters neue Kleider! Endlich würde ich mich auch in der Liebe entscheiden und Nina einen Heiratsantrag machen. Denn wer A sagt, muss auch B sagen, oder etwa nicht? Wer Nina ist, erzähle ich später. Ich kann es getrost viel später erzählen, denn als ich die Halle wieder betrat, die nach verbrauchter Luft roch und Manfred im Gespräch mit seinen Vorstandskollegen vorgeblich staatstragend gestikulieren sah, wehte von irgendwo her ein einziger frischer Windhauch in die Halle. Er rief mich fort, ans Meer, wo ich allein war und leben konnte, wie es mir gefiel. Ich bat um ein paar Minuten, um meine unterbrochene Rede zu Ende zu führen. Manfred erlaubte es gnädig, weil er sicher war, dass es nichts mehr gab, was ich hätte kaputtmachen können.

»Liebe Genossinnen und Genossen!«, sagte ich. »Ich habe doch nur einen Scherz gemacht.«

Ich wartete, bis sich der Tumult, Heiterkeit wie Empörung, gelegt hatte. In Manfreds Gesicht kämpften Erleichterung und Rachegefühle um die Vorherrschaft. Mit ungewissem Ausgang. Gabi weinte still vor sich hin. Petra nahm sie tröstend in den Arm und warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Ich halte mein Wort und trete nicht noch einmal an. Fünf Jahre Brüssel, meinetwegen sogar fünfeinhalb, reichen für ein ganzes Leben. Ich weiß nicht, ob ich die Welt besser gemacht habe, aber ich habe sie auch nicht schlechter gemacht, als sie ohnehin schon ist. Länger als eine Wahlperiode EU-Abgeordneter zu sein, ist etwas, was ich selbst meinen ärgsten Feinden nicht wünschen würde. Und davon habe ich, wie ihr wisst, einen ganzen Haufen.«

Dafür gab es ein paar Lacher.

»Ich danke euch, dass ihr mich so lange ausgehalten habt und wünsche euch noch einen harmonischen Parteitag.«

Ich verließ unter höflichem Beifall die Bühne. Rosemarie, die Fraktionschefin im Bundestag, umarmte mich, als wollte sie mich zerquetschen. Corinna und Theo, meine Kollegen im Parlament, reichten mir distanziert die Hand und Manfred hatte sich wieder so weit unter Kontrolle, dass er meine Hand lange genug drücken konnte, um die Fotografen Bilder von einem grinsenden Parteivorsitzenden machen zu lassen, welcher sich bei einem Abgeordneten bedankt, der aus freien Stücken auf eine erneute Kandidatur verzichtete. Gabi wischte sich mit einem hübschen, rosafarbenen Taschentuch die Tränen aus dem Gesicht. Während ich ihre kleine, feuchte Hand hielt, gab ich ihr zwei Wangenküsschen, weil sie mir leidtat. Petra umarmte mich.

»Das war ja mal wieder typisch!«

»Danke für deine Komplizenschaft.«

Sie lachte, dann flüsterte sie mir ins Ohr:

»Hast du heute Abend schon etwas vor?«

»Eine Lesung in der Humboldt-Buchhandlung«, gab ich zurück.

»Und danach?«

»Genieße ich meine wiedergewonnene Freiheit und werde die Nacht durchschreiben.«

Sie hielt mich fest.

»Was würdest du sagen, wenn ich im Laufe des Abends mit einer guten Flasche Wein vorbeikomme?«

»Möglicherweise würde ich eine kurze Pause einlegen und danach weinselig weiter schreiben.«

»Nichts als ein amüsantes Intermezzo in der Arbeit des großen Schriftstellers? Da lass es uns besser auch um ein halbes Jahr verschieben.«

Ich küsste sie zum Abschied. Dann packte ich meine Siebensachen, lehnte zwei Interviewanfragen ab und verließ die Kongresshalle, noch ein paar Hände schüttelnd, die mir so dreist entgegengestreckt wurden, dass ich sie nicht umgehen konnte, ohne sehr unhöflich zu werden.